Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 44 (1940-1941)

Heft: 1

Artikel: Eine Gebirgs-Batterie bezieht Stellung

Autor: Schaffner, Max

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661342

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Burg "Fragmirnichtnach".

Wo weiß die Landquart durch die Tannen schäumt, Irrt' unbekümmert ich um Weg und Zeit, Da stand ein grauer Turm, wie hingeträumt In ungebrochne Waldeseinsamkeit. [Schloß?" Ich sah mich um und frug: "Wie heißt das Ein bucklig Mütterlein, das Kräuter brach; Da murrte sie, die jedes Wort verdroß: "Fragmirnichtnach." Ich schritt hinan; im Hof ein Brünnlein scholl, Durch den verwachsnen Torweg drang ich ein, Ein dünnes kühles Rieseln überquoll Auf einer Gruft den schwarzbemoosten Stein. Ich beugte mich nach des Verschollnen Spur, Entziffernd, was des Steines Inschrift sprach, Nicht Zahl, nicht Namen — ein Begehren nur: Frag' mir nicht nach!

Conrad Ferdinand Meber.

Eine Gebirgs-Batterie bezieht Stellung.

Eine Gebirgsbatterie hat vom Festungskommando den Befehl erhalten, neue Stellungen in 2000 Meter Höhe auf einem exponierten Felsgrat zu beziehen. In sechsstündigem Marsch erreicht die Batterie die Alp Apsilon, wo 1800 Meter hoch Quartier erstellt werden muß. Zwei Infanterie-Rompagnien sind bereits da und teilen sich mit den Artilleristen in die kargen Verhältnisse. Eine Brunnenröhre befriedigt die Verpflegungs- und Reinigungsbedürfnisse für dreihundert Mann. Die Viehstallungen werden zu primitiven Kantonnementen, durch Kerzenlaternen notdürftig erhellt. Kalt ist's da oben am Rande der Schneeregion. Und nun fällt gar noch Neuschnee, Junischnee. Die Marschschuhe kommen nicht mehr aus der Rässe heraus; sie werden täglich kleiner.

Der Grat muß so rasch wie möglich bearbeitet werden. Von der Unterkunftshütte aus in einer Stunde erreichbar, öffnet sich an vier bestimmten Stellen die Erdoberfläche. Eine Menge Rasenziegel wird ausgehoben. Der Telephonzug erstellt eine Leitung — die Schießleitung — vom Stellungsgebiet zum Kommandoposten, der auf einem noch höheren Grat eingerichtet wird. Die "Spritzen" — Kanonen — werden von vierzig Händen über Hänge und Kämme geschleppt, wo kein Pferd mehr Plat findet. Und dann beginnt die Maulwurfsarbeit. Langfam versinken die Geschütze im harten Gestein. Wohnliche Felsnester bilden in einförmiger Oberfläche die engere Kriegsbereitschaft unserer Batterie — zuletzt sorgfältig getarnt. Vom Talboden führen drei primitiv installierte Seilbahnen Munition, Bretter, Proviant und allerlei Baumaterial bis zu einer gewissen Höhe. Dort beladen willige Goldaten ihre Schultern und "fugen" den Ballast weiter über festen und sumpfigen Grund, vielmehr eine teigige Masse aus Dred und schmelzendem Schnee, in die man knietief versinken kann.

Auf der Alp Ppsilon entsteht unter Mithilfe geübter Handwerker langsam ein heimeliges feldgraues Dorf. Der engste dunkle Raum, die sogenannte "Katakombe"— eigentlich der Schweinestall — entwickelt sich zur Sebirgskantine, die beim Petrollicht unter der Macht der Sewohnheit sogar gemütliche Stimmungen auffommen läßt — nur vorübergehend allerdings, denn draußen auf dem Tränkeplatz rütteln die eifrigen Radionachrichten aus der Ruhe des stillen Alltags. Zwar ist die erhöhte Alarmbereitschaft aufgehoben. Unsere Stellungen sind perfekt. Weitere Verbesserungen sind im Sange.

Die Enziane auf dem grünen Rasen künden den Bergfrühling. Bald wollen friedliche Herden da oben weiden und die kriegerischen Menschenhausen vertreiben. Bis dahin sollen die vorgesehenen Unterkunftsbaracken erstellt und bezogen werden. "Bielleicht sind wir dann auch wieder entlassen," taucht schüchtern die Bermutung dazwischen. Aber kein Kamerad wagt ernsthaft an diese Möglichkeit zu glauben. Und wie wäre es mit einem kurzen Urlaub? Sin abgedroschener Begriff bei den Grenztruppen — eigentlich ein häßliches Wort voll falscher Illusionen! Es gab Tage, wo gute Kameraden in Zorn gerieten, wenn sie es hörten.

Schließlich fühlen wir uns relativ wohl in der friedlichen Höhenluft, beim grenzenlosen Appetit, und möchten trot vielen Entbehrungen nicht taufchen mit dem unruhigen Leben im Unterland. Und doch stehlen sich die Sedanken immer wieder hinab in die vielen kleinen und großen Gorgen und Nöte der verlassenen Existenz, die ja irgendwann und irgendwie wieder aufgenommen wer-

den muß — wenn nicht ein gewaltsames hereinbrechen sollte. Ach, in jenen verlassenen grauen Gorgen des Alltags liegen eben auch — Freuden.

Die Diskussionen der Kanoniere bewegen sich von Tankangriffsproblemen über Fallschirmtruppenkämpfe zu uferlosen Theorien über Neutralität und Charakter — mit echt schweizerischer Weitherzigkeit.

Vor dem dampfenden "Spah" verstummt die

hungrige Seele in stoischem Sleichmut. Seduldig streckt der sonnverbrannte Arm die Samelle hin. Der gute Eugen, unser H.D.-Küchenvater, häuft gönnerhaft eine Riesenportion auf die andere. Bombenangriffe und Flab sind irgendwo hinter dem besseren Segenwartsgefühl begraben. In metallenem Slanze schillert ein Alpendohlenpaar vorüber. Mir ist, es wolle mir künden: "Wir leben, und ihr sollt auch leben."

Max Schaffner.

Gute Nachbarschaft.

Aus dem Hollandischen von Al. Angft.

Sind wir und die unfrigen in gegenwärtiger Zeit noch gute Nachbarn? Unfere Vorfahren mußten es wohl gewesen sein, sonst hätte das Sprichwort: "Ein guter Nachbar ist besser als ein ferner Freund", sa keine Verechtigung gehabt. Jeht grüßt man sich, man plaudert vielleicht auch mal ein wenig über den Sartenzaun und kommt etwa zum Teetrinken zusammen. Die Fälle aber, da man sich nicht kennt, oder kennen will, sind viel zahlreicher. Das bringt das Großstadtleben eben mit sich.

In sener Zeit, wo Kolonisten auszogen, um sich in der Ferne, in kaum bekannten Gegenden niederzulassen, war die gute Nachbarschaft nicht bloße Formalität. Eine Familie, die ungefähr in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts irgendwo in Kanada oder in Australien eine Farm zu bebauen ansing, hätte das Leben dort wohl kaum ausgehalten ohne gute Nachbarn, die ihnen beistanden im Kampf um Einsamkeit, schlechte Ernten, Dürre und Kälte. In Krankheitsfällen sah man sich ganz aufeinander angewiesen, weil keine Arzte da waren, die zu Hilfe hätten eilen können. Geschäfte gab es weit und breit keine, so mußten eben die gegenseitigen Proviantkammern den Mangel ersetzen.

Wollte ein junger Mann sich verheiraten und ein Käuschen bauen, so gelangte er zwecks Erstellung wiederum an gute Nachbarn, die ihm ohne weiteres ihre freie Zeit schenkten, Bäume fällten, Stämme zersägten, kurz, — ihm beim Bau des Blockhauses mit all ihren Kräften beistanden. Junge Mädchen und Frauen halfen dem Bräutchen die Betten aus lange aufgehäuften Sänsefedern bereiten, und den Schluß des Tages

frönte ein allgemeines festliches Essen, zu dem jedes etwas mitbrachte. Die Frauen von dazumal waren durchgängig famose Köchinnen und Bäckerinnen, welche es verstanden, aus wenig viel zu machen.

Sab es einmal auf der Farm extra viel Arbeit, so half man einander in uneigennüßiger, selbstverständlicher Weise, zum Beispiel beim Hereinholen und Dreschen des Setreides. Die Frauen legten zusammen ihre Wintervorräte an, füllten Töpfe mit eingekochten Früchten und Semüsen. Die vielen Hände machten die Arbeit leicht und angenehm. Kam es einmal vor, daß ein Wiesel, nachdem es einen unterirdischen Sang gegraben, sich aus dem Hühnerverschlag ein paar Tiere holte und totbiß, gleich erschienen andern Tags die guten Nachbarn, seder mit einem Huhn aus dem eigenen Sehöft, um den armen Beraubten zu entschädigen.

Lag ein Kind frank, konnte man sicher sein, daß die Botschaft an diesenigen weitergegeben wurde, die am meisten von der Krankenbehandlung verstanden. Im Notfall kam so ein Mann oder eine Frau oft meisenweit durch Sturm und Schnee, um zu helsen, soviel sie helsen konnten. Und alles geschah mit der größten Selbstverständlichkeit, auf Dank rechnete niemand. — Wie anders heute! Wir glauben so oft, die kleinste erwiesene Sefälligkeit irgendwie "besohnen" zu müssen! — Ist das wohl einer der Gründe, daß von der echten, alten Nachbar-Freundschaft so wenig übrigblieb, oder ist unser modernes Leben derart leicht und bequem geworden, daß wir einander gar nicht mehr nötig haben? — —